



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

N u s M a i l a n d.

Deutsche Reisende. — Stieglitz und Kühne. — Rossini. — Beethoven und Kanne. —
Die Scene in Mantua. — Die Juden.

Seit der Krönung Kaiser Ferdinand's I. erinnere ich mich nicht, so viele Deutsche hier gesehen zu haben, wie in den letzten Monaten; die Zahl derselben vermehrt sich mit jedem Jahre nach dem Verhältnisse, in welchem der hiesige Handel immer mehr und mehr seine Richtung gegen Deutschland nimmt. Auf materiellem Gebiet hat Oesterreich hier eine große Eroberung gemacht und ich glaube nicht, daß der Zollverein die Kleinern Staaten Deutschlands so eng mit Preußen verbunden hat, wie die Handelsverhältnisse der Lombardei sie an Oesterreich knüpfen. Es ist zu bedauern, daß diese Verhältnisse noch nicht eine geschickte deutsche Feder fanden, welche sie Deutschland klar und übersichtlich bekannt machte: das ist die Schattenseite der deutschen reisenden Schriftsteller, daß sie überall nur Jagd auf gelehrte oder poetische Ausbeute machen: praktische Belehrung muß man immer nur in den Reisebüchern der Engländer und Franzosen suchen. Es heißt, daß Stieglitz ein größeres Werk über die Lombardei und Venedig herausgeben werde. Nun — Sie kennen Stieglitz: die Praxis wird aus diesem Buche sich nicht satt essen. Von Kühne's *Gospiri* habe ich einige Bruchstücke in verstümmelter Uebersetzung in zwei italienischen Journalen gefunden: das Buch selbst bekam ich nicht zu Gesicht. Eine ganze Colonie junger deutscher Sängerinnen bereiten sich jetzt hier vor, um später die italienische Sangesmethode auf deutschen Bühnen triumphiren

zu machen: den größten Triumph hat diese wohl dadurch gefeiert, daß unsere alte Pasta in Berlin noch so viel Aufsehen machen konnte. Es hat dieses dem deutschen Geschmacke hier keinen großen Credit erworben; ein hiesiges Journal meinte spöttlich: eine dürre italienische Feige sei für deutsche Zungen noch eine Delikatesse. Rossini kommt häufig hieher. Er beharrt über seinem Entschlusse, auf seinen Lorbeeren auszuruhen und nichts mehr zu componiren und lacht über seine Verleger, wenn sie in großsprecherischen Ankündigungen das Stabat seinem Wilhelm Tell an die Seite stellen. Er benutzt jedoch sein otium cum dignitate und auf eine für sein Vaterland und die Musik gleich nützliche Weise, indem er sich die Aufgabe gestellt hat, die italienischen Conservatorien umzugestalten. Er hat zunächst die Leitung des musikalischen Lyceums in Bologna übernommen, und man ist zu der Hoffnung berechtigt, daß dieses Institut unter einem solchen Director seine alte Berühmtheit bald wieder erlangen wird. Er hat den alten Gebrauch der Prüfungsconcerte und der jährlichen Ermunterungspreise daselbst wieder eingeführt. Im letztverfloffenen Juni hat Cardinal Oppizoni, Erzbischof von Bologna, eigenhändig die Preise vertheilt; Rossini war bei der Feierlichkeit zugegen und die einstimmigen Beifallsbezeugungen sämmtlicher Zuschauer waren ein Beweis der allgemein dankbaren Gesinnung, die Rossini als den einzigen und schönsten Lohn seiner Bemühungen zur Förderung des Lyceums annimmt. Im Concerte, das man bei dieser Gelegenheit unter Leitung und Anordnung des Meisters gab, wurde unter anderen Stücken auch Beethoven's Overture zu Egmont ausgeführt. Diese Huldbigung, die Rossini dem deutschen Musikgenius darbrachte, ist um so erfreulicher und von Seiten Rossini's um so verdienstlicher, als seine Leistungen keinesweges von Beethoven mit derselben Unparteilichkeit beurtheilt wurden, dieser ihn vielmehr einen Spitzbuben nannte. Ich erinnere mich in dieser Beziehung einer pikanten Anekdote. Man spielte in Wien den Barbier von Sevilla und Beethoven, welcher der Vorstellung beiwohnte, gab den ganzen Abend hindurch deutliche Zeichen von dem Vergnügen, das er empfand. Besonders schien ihn die Scene des Gesangunterrichts, wo die Musik auf eine so geistreiche Weise das stumme Spiel Figaro's und Bartolo's ausdrückt, während das Liebespaar seine gegenseitigen Geständnisse austauscht, sehr zu interessiren. Nach der Vorstellung machte ihm der alte Kanne, der bekannte Wiener Kritiker, der in seiner Nähe gefessen hatte, ein Compliment darüber, daß er nun endlich von seinem ungerechten Vorurtheil gegen die italienische Musik zurückkomme und besonders, daß er den glänzenden Geist, der sich in der Partitur des Barbiers ausspricht, Gerechtigkeit widerfahren lasse. Beethoven aber

erwiederte mit seinem mürrischsten Ausdruck: Die Musik! Als ob ich im Theater viel davon zu hören im Stande wäre! In der That fing er damals schon an, taub zu werden und was ihm während der Vorstellung so viel Vergnügen gemacht hatte, war das Mienenspiel der Schauspieler gewesen. —

Die hiesige Judenschaft hat nach den bedauerenswerthen Vorfällen in Mantua einen Augenblick in Furcht geschwebt, daß unser Pöbel gleichfalls Excesse suchen würde. Der Umstand, daß die österreichischen Truppen zu Gunsten und zum Schutze der Mantuaner Juden unter's Gewehr traten, that letzteren in der öffentlichen Meinung der Italiener Schaden, da man die Juden dadurch in den Verdacht brachte, mit den verhassten „Tedeschi“ im Einverständniß zu sein. Jedenfalls steht dadurch die lombardische Judenschaft die Verwirklichung einer langgenährten Hoffnung wieder auf eine Zeit lang hinausgeschoben. Als die Kombardei nach dem Sturz des Napoleonischen Reiches unter das Scepter Oesterreichs kam, wurde den Juden zwar die politische Gleichstellung entzogen, die bürgerliche aber ihnen gelassen. Die Juden des österreichischen Italiens hatten nicht nur den Vortheil vor ihren Glaubensgenossen im übrigen Oesterreich voraus, daß ihrer bürgerlichen Existenz nirgends Hemmungen oder Steuererhöhungen in den Weg gewälzt sind, sondern der Kaiser Franz gab ihnen im Jahre 1819 die Zusicherung, daß bei der ersten Gelegenheit, wenn die Verhältnisse es erlauben würden, die österreichischen Judengesetze zu ändern, diese auch in Bezug auf das lombardisch-venetianische Königreich eine freiere Richtung und die Juden auch ihre politische Emancipation, den Eintritt in den Staatsdienst u. c., wie zur Zeit der französischen Herrschaft, wieder erhalten sollten. Diesen Zeitpunkt glaubte die hiesige israelitische Gemeinde vor der Thüre. Die lombardischen Juden haben sich in der That sowohl auf dem Gebiete eines großartigen Handels, als auf dem Gebiete der Wissenschaft, rüstig und ehrenvoll ihrer Emancipation würdig gemacht. Ob das heiße Blut eines jungen Mannes, der eine tiefe Beleidigung — man hatte ihm in's Gesicht gespielen — mit einem tüchtigen Faustschlage beantwortete, Veranlassung geben wird, einen gerechten Anspruch und eine edle Hoffnung vor der Hand zu unterdrücken — darüber ist die Entscheidung ungewiß. Tragisches Schicksal eines Volkes, wo Alle für Einen einstehen müssen, wo ein unvorsichtiges Wort, ein Wirthshausstreit, ein Zeitungsartikel hinreicht, allen Balsam der Civilisation zu vernichten und die alten, klaffenden Wunden wieder aufzureißen.

G. E.

Preussische Vor- und Rückschritte.

(Brieflich aus Leipzig.)

Von einer Seite möchte man, wenn sich Preußen einmal im Schlaf bewegt, gleich alle Festglocken läuten: von der andern dauert die boshaft zischende Opposition und ein fast unversöhnliches, hypochondrisches Mißtrauen gegen Preußen fort. Die Einen haben sich in die preussische Zukunft so vergafft, daß sie Deutschland gar nicht mehr zu sehen scheinen: die Andern erblicken in Allem, was Preußen beginnt, nichts als Reaction. Beide Theile haben nicht Unrecht, doch hoffen wir, daß nur der Fortschritt Thatsache werden und die Reaction lustiges Project und Gespenst bleiben wird. Preußen, ein jugendlicher Glücksfant, hat sich stets mehr durch seine Nebenarten als durch seine Thaten geschadet. Offenbar hat die jetzige Regierung liberale Anfänge gemacht und ist, gegen die vorige gehalten, ein glückliches Ereigniß; dieses Verdienst würde bereitwilliger anerkannt und richtiger gewürdigt, wenn man nicht so viel Geschrei davon machte. Die Censur ist, in Köln und Königsberg, wesentlich gemildert worden und die Presse ist dort ungefähr so weit, als die badische, württembergische, sächsische vor bereits zehn bis zwölf Jahren war; durch den Gegensatz der übrigen Institutionen des streng monarchischen Staates erhält dieser Umstand eine günstige Folie, wenn auch keine feste Bürgschaft; wenn aber die preussischen Zukunftspropheten dergleichen löbliche Anfänge mit bombastischen Posaunenstößen als etwas Unerhörtes und Einziges verkünden, wenn sie mit kindischer Prahlerei das Geschehen ihres geistreich lächelnden Vaters über das sauer erworbene, verfassungsmäßige Eigenthum der erwachsenen Brüderstämme stellen, dann hält man die Unterdrückung der inländischen Artikel in der Königsberger Zeitung, die Prozesse gegen Jacoby und Fallersleben, das Verbot eines ganzen Verlages und die preussischen Nasen fremder Censoren dagegen und möchte vor Unmuth und Täuschung rufen: Windbeutelerei über Windbeutelerei! Es ist Alles Wind!

Macht sich nun Preußen auf diese Art durch seinen offiziellen Liberalismus unbeliebt, so schadet ihm eben so die reactionaire Partei, deren Projecte merkwürdiger Weise immer von oben herab dem Lande angedroht werden, als ob diese lichtscheue Galengeseilschaft wirklich im Staatsrath Sitz und Stimme hätte. Wir glauben nicht, daß sie mehr ist als die Ruthe hinter dem Spiegel. Allein selbst Kindern soll man nicht jeden Augenblick die Ruthe zeigen, wenn

man sie nicht anzuwenden denkt. Eine Drohung, die man nicht ausführen wird, ist bekanntlich sehr unpolitisch. Solche unvorsichtige Demonstrationen, die nur das Mißtrauen in die Absichten der Regierungen anfachen, sind das projectirte Ehescheidungs-gesetz, die Judencorporationen und selbst der Proceß gegen Jacoby. Man wird diesen eben so wenig auf die Festung schicken, als man neue Judengassen mit Thoren und Fallgattern bauen oder unglückliche Ehen dadurch zu glücklichen machen wird, daß man die unzufriedenen Eheleute zwingt, sacramentmäßig beisammen zu bleiben. Dergleichen unhistorische, ungeheuerliche Mißgeburten mit langen Ohren und Fledermausflügeln sollte man, wenn sie schon das Licht der Welt erblicken, geschwind und in aller Stille begraben, nicht aber erst alle Gevattern und Basen zur Besichtigung laden. Hier dürfte man doch einmal an Gellert's Fabel von der Frau Drgon denken.

Hauptsächlich aber ist es zu beklagen, daß sich die Regierung oder wenigstens ein Theil derselben, das Cultusministerium, den Anschein gibt, als ob sie bei dem Streite der extremen, religiös-philosophischen Richtungen Partei nähme. So ist sie in den Verdacht gekommen, daß sie dem Predigerhülfsverein Vorschub leiste, der — nach Art der Gesindevermiether — bekannt gemacht hat, er könne die Benöthigten mit „frommen“ Candidaten versorgen; daß sie bei Verleihung von Gymnasiallehrer- und anderen Stellen vorzugsweise „fromme“ Candidaten begünstigen und so diese, meist armen jungen Leute der Versuchung aussetzen wolle, aus Rücksicht auf ihr materielles Fortkommen zu Heuchlern zu werden. Hoffentlich werden alle diese spukhaften Nebel und feuchten Sumpflüste vor einem kecken Windstoß und einem gnädigen Sonnenstrahl verschwinden! ob sich nur bis dahin die öffentliche Meinung nicht ein wenig erkältet haben wird? —

3.

Aus Berlin.

Philosophische Wunderkinder — Die Augsburger. — W. v. Humboldt und Philarete Chasles.

— — — — Man hat mathematische Wunderkinder, Knaben von zwölf Jahren, welche die schwierigsten Rechnungs-Aufgaben lösen: aber philosophische Wunderknaben hatten wir bisher noch nicht. Noch drückte sich kein Kind in einem naiven Tagebuch, wie Kant und Hegel aus. Dieß ist es, was der

Verfasser des Buches „Selbstgespräche Friedrich Wilhelm's IV. nach einer Abschrift seines Erziehers Delbrück“ vergessen hat. Was die äußere mise en scene des Buches betrifft, so war sie ganz geschickt und fein ausgeführt: man hat Delbrück selbst aus dem Spiel gelassen, wodurch die Schrift das Unschickliche, welches sie durch einen so officiellen Verfasser erhalten hätte, verlor: man hat den Verlagsort nicht nur außerhalb Preussens, sondern auch außerhalb Deutschlands gewählt, in Bern, in der republikanischen Schweiz, von woher man in der Regel Schriften ganz anderer Art zu empfangen gewohnt ist und wo die Erscheinung einer solchen Schrift doppeltes Aufsehen und doppelten Eindruck machen muß. Was aber den Inhalt betrifft, so hat man aus Furcht, der königlichen Feder eine kindische Idee zu unterlegen, die Sache so philosophisch redigirt, als hätte sie ein Berliner Professor als Dissertation brauchen wollen. Der kindliche, Knabenhafte Charakter, der dem Actenstücke Glaubwürdigkeit hätte erwerben können, ging durch jene Rücksicht verloren. Sind Stellen, wie die folgende, die Ausdrucksweise eines vierzehnjährigen Knaben: „Wie viel oder wie wenig ich wissen mag, so bin ich doch mir bewußt, auf welche Weise das Einzelne zusammenhängt und wo das Mannigfaltige der Kenntnisse, so wie die Uebungen des Verstandes und des Gedächtnisses und des Willens seinen Einheitspunkt finden; und die Einheit, sagt man mir, ist die wahre Gröndlichkeit. Soll ich daher mein Wissen in dieser Einheit kürzlich darstellen, so würde ich es allenfalls so fassen können: aller Verkehr zwischen Lehrenden und Lernenden ist nur möglich durch das Denken; der Kraft zu denken bin ich mir auch bewußt u. s. w.“ Ich erkenne die Absicht jener Herren nicht, welche sich damit beschäftigen, schlagende Witzworte und tiefe Gedanken dem Monarchen in den Mund zu legen. Wenn aber dieß auf ungeschickte Weise geschieht, wenn das Absichtliche dabei durchschaut wird, dann trifft den Verfasser der doppelte Tadel, erstens als Schriftsteller, zweitens als Politiker, der seine eigene Sache verdirbt. | Daß man von hieraus Nichts unterläßt, was in Deutschland die öffentliche Meinung zu Gunsten Preussens leiten kann, das werden Sie aus der unzähligen Menge von Correspondenzartikeln, die in diesem Sinne geschrieben sind, leicht erkennen. Auf ein kleines Beispiel will ich Sie besonders aufmerksam machen. Die Allg. Augs. Zeit. brachte stets die preussischen Artikel unter einer eigenen Rubrik: Preußen; wie ich aber aus einer ziemlich gut unterrichteten Quelle mir sagen ließ, hat man bei der Redaction dieses Blattes Schritte gethan um die Abschaffung der besonderen Ueberschrift: und seit dem März dieses Jahres — fast gleichzeitig mit der Erscheinung des Buches von Bülow-Cummerow — sind die preussischen Correspondenzen der Augs-

burger dem allgemeinen Deutschland als Eigenthum zugefallen. — Nicht geringes Aufsehen hat hier eine Kritik von Philarète Châsles über Wilhelm von Humboldt gemacht. Gewöhnlich klagt der deutsche Conservatismus die Franzosen wegen ihrer republikanischen Extravaganzen an; hier ist es umgekehrt. Ein französischer Kritiker tabelt einen deutschen Schriftsteller und oben-drein einen aristokratischen wegen seiner republikanischen Sympathien. Bei Gelegenheit der Beurtheilung der kleinen Schriften W. von Humboldt's im Journal des Débats sagte unlängst Philarète Châsles unter Anderem: „Die ausschließliche Bewunderung dieses gelehrten, geistreichen und gründlichen Forschers für Lycurgus und Solon; sein Bedauern über die Unmöglichkeit, eine Republik nach dem Muster Sparta's, Athen's oder Rom's zu errichten, seine Theorie zu Gunsten des Krieges, seine klassischen Visionen, welche die Helden des heidnischen Alterthums mit einem Heiligenschein umgeben, erscheinen uns als eben so viel thörichte, unschuldige Träumereien und gelehrte Phantasiebilder, mit denen wohl Deutschland noch seine Ruhestunden ausfüllen mag, für die aber in dem praktischen Frankreich und England alle Sympathie fehlt.“ — Gutes, ehrliches Deutschland! Solche Vorwürfe sind Dir wohl noch selten gemacht worden. Herr Philarète Châsles gilt in Frankreich für den Schriftsteller, der Deutschland am Besten kennt. Nun erfahren wir's erst, was wir eigentlich für Bösewichter sind. Am Ende wird Frankreich sich noch gegen uns abschließen, damit keine gefährlichen Ideen von uns hinüberkommen und die deutsche Propaganda die friedliebenden Franzosen nicht mit ihren Revolutionsideen anstecke.

Meyerbeer.

— — — — Personen, welche sich für gut unterrichtet ausgeben, versichern, daß Meyerbeer, als er lezthin nach Paris kam, vier Partituren in seinem Portefeuille hatte. Davon wären zwei, der Prophet und die Afric Lanerin, für die große Oper bestimmt, die dritte wäre eine komische Oper in drei Akten und die vierte endlich die unvollendet hinterlassene Weber'sche Oper, deren Beendigung Meyerbeer übernommen. Das wären nun freilich für die Musikfreunde sehr angenehme und erfreuliche Nachrichten; denn das Repertoire unsrer größeren Bühnen ist sehr schwach und seit den Hugenotten haben wir noch keine Oper von hervorragendem Verdienste gesehen. Wenn wir daher den obigen Gerüchten einen geringeren Glauben beimessen, als wir

wollten, so geschieht dieß bloß deshalb, weil wir, so oft Meyerbeer nach Paris zurückkam, regelmäßig mit der Hoffnung auf die Aufführung einer neuen Partitur getäuscht worden sind. Die Schuld davon, daß man seit mehreren Jahren alle Vierteljahre ankündigt, Meyerbeer werde der Direction des Opernhauses seine vollendete Oper überreichen, und daß diese Nachricht immer falsch ist, liegt nicht so sehr an dem berühmten Componisten, als an seinem Arbeitsportefeuille. Das hält fest, was es einmal hat, und hat bisher noch nicht darein willigen mögen, sich von besagten Partituren zu trennen. Meyerbeer selbst wäre gern bereit, den Propheten zur Aufführung zu bringen und er findet das Sängersonnensystem der Oper ausreichend dazu: sein Portefeuille aber ist nicht derselben Meinung. Das erklärte zuerst, es würde seine Partitur nicht eher herausgeben, bis man ihm an die Stelle der Dem. Falcon eine andre, sie vollkommen ersetzende Sängerin verschaffen würde. Nun das war Dankbarkeit von Seiten des Portefeuille für die großen Dienste, welche jene Sängerin Robert dem Teufel und den Hugenotten geleistet hatte. Als man nun aber später die andre Forderung des Portefeuille, einen guten Basssänger, durch Baroithe, dessen Talent es nicht in Abrede stellen konnte, befriedigt hatte und es sich nun hinter der Abnahme von Duprez's Stimmmitteln versteckte, um seine Partitur zu behalten, da gerieth es in den Bereich des Eigensinnes. Sollte es nun endlich gelungen sein, alle diese Einwendungen besagten Portefeuilles zu beseitigen? Wir glauben es kaum und zwar um so weniger, als Meyerbeer nach Schlangenbad in's Bad gegangen ist, was er nur zu thun pflegt, wenn er selbst mit seinem eigenen Portefeuille nicht fertig werden kann.

— Wiener Spas. —

Die famöse Lublamsöhle in Wien hat nun nach vielen vergeblichen Versuchen, sie zu erneuern, eine Nachfolgerin erhalten. Vier und zwanzig lustige Brüder bilden die Gesellschaft der Matschakerer. Der beste Spas, mit dem sie bisher debutirten, wurde kürzlich an einem Sonntag ausgeführt. Der Präsident der Matschakerer reiste mit der ganzen Gesellschaft nach dem Schneeberg. Der Präsident Herr von *** gab sich für einen Narrendoctor aus und seine Gesellschaft für die Pensionäre eines Narrenhauses. Es sollen köstliche Scenen vorgekommen sein. — Eins der berühmtesten wiener Volksfeste, der „Brigitten-Kirtag“ (Kirchtag) hat dieses Jahr zum letzten Male Statt gefunden. Die Brigitten-Au, eine ungeheure Ebene, wo dieses Fest

alljährlich gefeiert wurde und über 100,000 Menschen herbeilockte — wird zum Anbau einer neuen Vorstadt verwendet und mit der Leopoldstadt vereinigt werden. —

Der Pilot,

bisher von Th. Mundt redigirt, hat an Dr. Saß einen neuen, jugendlich strebenden Steuermann bekommen. Saß wird schwertlich mit derselben gewandten Schmiegsamkeit allen Klippen ausweichen, wie sein Vorgänger, aber hoffentlich nicht scheitern. Vielleicht etwas einseitig, aber mit echt deutschem Sinn geradaus blickend und geradaus kämpfend, wird er nirgends fehlen, wo die Brandung der Zeit gegen Philisterei und Besinnungslosigkeit anstürmt. Ueber den goldenen Boden der leider zum Handwerk gewordenen Journalistik scheint er sich, einigen Aeußerungen seines Programmes nach, keine falschen Hoffnungen zu machen. Möge er nicht den Muth verlieren!

Edward Maria Dettinger,

ein alter journalistischer Condottiere, gibt vom ersten October an in Leipzig einen „Charivari“ heraus. Wir hoffen, daß er die noch nicht verrosteten Waffen seines Witzes und Verstandes für die ernsthaftern Interessen führen wird, die jetzt die Zeit bewegen; den Sänger Ischiesche, dem er in einem Inserat der Leipziger Allgemeinen Zeitung bereits die Fehde angesagt hat, bitten wir ihn doch in Frieden ziehen zu lassen.

Georg Herwegh.

Unlängst lasen wir in öffentlichen Blättern, der gefeierte Dichter Herwegh werde die Redaction des „Deutschen Boten aus der Schweiz“ übernehmen; derselbe habe bereits in seinen Kritiken in der „Volksballe“ entschiedenenes Talent zur Journalistik gezeigt. Wir müssen dies um so eher glauben, als Herwegh selbst in seinen „Gedichten“ viel journalistisches Talent bewährt hat. Zwischen der Journalistik und unserer modernen politischen Poesie läßt sich überhaupt die rechte Grenzlinie nicht mehr angeben.